

28]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hilleru.

Erstöpft sinkt er auf einen Stuhl und nimmt ein paar Schluck aus dem Krug, den ihm einer hinhält. „O mei Meister, was ist aus Dir worden!“ sagt der Mann, der ihm den zitternden Arm beim Trinken stützt.

„Ja!“ sagt Tenner, als begreife er erst an dem Jammer der andern das ganze Glend seines Zustandes, und läßt sein Haupt haltlos sinken.

„Meine Lieben, i kann mi nit lang aufhalten, der Gemming steht mit dem Wagerl unten und paßt auf. — I komm' mit höchster G'sahr zu Euch — aber i hab' doch die G'legenheit benutzen wollen, Euch alle noch amal zu sehen, 's ist vielleicht die einzige, die i noch find'. I war seither drüben in Tirol. Und mei Frau ist derweil nach Haus g'reist und erzählt die Deut', i hätt' beim Fahren umg'worfen und 'n Arm 'brochen, damit man nit merkt, daß i bei dem Treiben war. — Wenn's dann so eing'leitet ist, kann i wieder heim. — Und weil wir zwei jetzt allein sind, der Gemming und i, so hab'n wir ausg'macht, daß wir grad g'schwind herfahren, 's ist ja um Vieri scho dunkel, thum a wein'g 'rei'schauen — und glei auf 'm Fleck retour! Wann i nachher derheim bei der Frau bin — seine Stimme wird matter — „dann komm' i doch nimmer fort.“

„Ja, warum denn nit?“ rufen alle durcheinander. „Dös brauchst Dir doch nit verbieten lass'n!“

Er schüttelt den Kopf. „O — Ihr könnt Euch nit denken, wie dös ist! I bin jetzt a hilfloser Mann, der kein'n Will'n mehr hat.“

„Ja, wär' nit aus! Wer wird sich so 'runterkriegen lassen wegen so was?“

„'s ist halt mei Frau und i muß Rücksicht auf sie nehmen. Wenn sie wüßt, daß i noch bei die Haberer bin — sie wär' zu allem fähig!“

„Dös ging' mir ei, weg'n 'n Weibsbild! Hast uns Manns-leut' dirigiert und wir haben alle nach Dei'm Willen thun müssen, wirst doch Dei Weib meistern könne?“

„Dös ist ganz was anders, da war i heil — jetzt muß i mir alleneil vorwerfen lassen, daß i a Krüppel bin!“

Die Leute murmeln unwillig untereinander.

Der neue Habermeister winkt ihnen zu — dann stellt er ihm die praktische Frage: „Hat Dei Frau 's Geld g'habt — oder Du?“

„Sie hat scho 's mehrere. Mein's steckt ja im Haberer-fonds — dös weiß sie noch gar nit —!“

„Ja, nacher kannst freili nig machen — armer Kerl — na bist g'liesert!“

„'s ist nit weg'n dem,“ sagt Tenner ernst. „Wann sie au nit hätt', i kann amal gegen a Weib nit roh sein. Mit 'n Mann will i kämpfen, trotz mei'n einen Arm, bis er ober i auf 'm Platz bleibt, aber mit 'n Weib — nein! Wo sie's nit g'wußt hat und z'frieden war, wann i ihr a Wildbret heim'bracht hab', war's was anders, da ist's gange. Aber jetzt, wo sie's weiß, thät sie's nie in gutem zulassen — wie sollt' i's dann machen? Anlässen kann i sie nimmer, sie thät' mir's ja nit glauben — und G'walt brauch'n — streiten, da bewahr' mich Gott, — i kann die Mutter von meine Kinder nit mißhandeln!“

„Ja, ja!“ nickt der neue Habermeister nachdenklich. „So zwingen die Raffeln 'n stärksten Mann. Du bist der erste nit und an nit der lezt —!“

„Und dann kommt noch dös derzua, daß d' Pfarrer allemal zu die Weiber helfen, weil die recht fromm thun!“ sagt der Augmeister.

„Den hat sie g'wiß au noch hinter sich.“

„Natürlich! — I bin ja exkommuniziert — also so wie so im Unrecht,“ sagt Tenner mit seltsam flackerndem Blick.

„O mei Meister!“ ruft einer seiner ehemaligen Genossen und legt den Arm um seine Schulter, „wann wir Dir nur helfen könnten! Aber da ist freili nig mehr z'wollen!“

„Ja, jetzt heißt's Abschied nehmen!“ sagt Tenner; „deswegen bin i kommen, um Euch dös selber z' sagen.“

Er richtet sich auf. „Und wenn Ihr noch a 'n An-

hänglichkeit für Euren alten Habermeister habt, so hört mei leztes Wort!“

„Ja, reb'! Wir hören's gern.“

„I hab' nig auf der Welt, was mir mehr am Herzen läg', als unser Orden. Ich bin a echt's Habererblut mit all seine Listn und Ränk' — und aber auch seiner Ehrlichkeit, wo sich's um etwas Ernst's handelt. — Mei Vater war dreiß'g Jahr lang Habermeister. Mei Mutter ist a Tochter vom frühern Augmeister Stiegler g'wesen. Der Vater hat mich sterbend auf den Meisterstab schwören lassen. Ihr könnt sag'n, ob i dem Schwur treu war —“ er kann vor Bewegung nicht weiter sprechen.

„Ja, dös weiß Gott!“ antworten die Genossen wie aus einem Athem.

„Von Euch scheiden, heißt für mich so viel, wie vom Leben scheiden — mein' Arm hätt' i leichter hergeben, als den Meisterstab! Aber so weh mir's thut — so wahr ist's auch, daß er der rechte Mann dazu ist —“ er wendet sich zu dem Nachfolger und reicht ihm die Linke. „Ich hab' g'hört, Gaughofer, Du thust Dich schwer?“

„Ja,“ sagt der. „Sie möchten alles über's Knie brechen und meine, ma sei sei Haberer, wann ma nit so scharf drei' geht wie Du.“

„Hab' Geduld mit ihnen. Sie sind halt an mich g'wöhnt und an andre Zeiten. Aber dös soll mei Vermächtniß sein, daß i Euch anempfehl', folgt ihm, denn er führt Euch sicher. Wie weit haben denn wir's 'bracht? Unfre Deut' sind im Tirol versprengt oder eing'raben wie Hund. Und ich — was ist aus mir worden? Die Zeiten sind vorbei, wo wir g'meint hab'n, die Geister vom Untersberg streiten nit uns, für unser Recht — und dem Kaiser Karl sei' Schwert sei unüberwindlich! — Der Untersberg ist zu, und wir sind a rechtlose kleine Schaar, die nur noch mit List und Zug umschleichen kann, wie der Fuchs in der Nacht. Die Achtung vor sich selber nit verlieren und nit wirklich zum Spitzhub' werd'n — das ist jetzt die große Kunst. Der Gaughofer ist a ehrlicher b'sonnener Mann, der versteht's, und ist vernünftiger und g'scheidter wie ich. I schneid' mir ja ins eigene Fleisch, wenn i dös sag', aber 's Wohl und Weh' vom Orden geht mir allem vor — auch mir selber! Und desweg'n bitt' i Euch, hört auf ihn. Ihr braucht jetzt 'n Mann, der Euch Vorsicht und Mäßigung lehrt. Aber, meine Freund' — wie d' Kohlen auch unter der Asch' glühen können, so laßt unsere heilige Sach' in der Verborgenheit weiterglimmen. Thut's weder auslöschn noch ansachen und erhalt'ers rein — bis der Tag kommt, wo's wieder amal Lust kriegt und neu aufflammen darf. Nacher mag's lodern, daß d' Deut' meinen, der Untersberg speit Feuer! — Das ist mein lezter Wunsch, verspricht mir das und i will geduldig in mei Glend gehen.“

„Wir versprechen Dir's, für uns und unsere Kinder, soweit wir für sie einstehen können.“ — Es klingt traurig gedämpft.

Die Männer erheben langsam und feierlich die Hände zum Schwur.

„Jetzt laßt mich fort — 's ist Zeit.“ Tenner wendet sich zur Falkthür. Da tritt der Habermeister auf ihn zu und umarmt ihn. „I dan' Dir — i will Dir sie treulich bewahren; ihr Habermeister bleibt Du doch für ewige Zeiten — denn so wie Du kommt keiner mehr!“

Und wieder ist es still, wie bei einem Todtengelicht. Viele der rauhen Gesellen haben Thränen in den Augen. — Von allen Seiten strecken sich die Hände nach ihm aus, als er, von den jüngeren geführt und gehalten, hinuntersteigt.

„Augentrost — wo ist denn das Madl?“ schreit der Wirth unten im Hausflur. „Leuch' doch a biß!“

„Augentrost?“ fragt Tenner erstaunt. „Wer ist denn das, habt Ihr a Verwandte bei Euch?“

„Ja, Poschinger, unsern Augentrost, kennst sie denn nit?“ sagt der Wirth. „Da ist sie ja!“

Tenner blickt auf — Wiltraud steht vor ihm, ein Licht in der Hand. Es ist, als verbreite die armseelige Kerze rosige Strahlen über das ganze Haus.

„Das ist Euer Augentrost?“ ruft Tenner. „Ja — da habt Ihr recht!“

Er legt seine Hand auf des Mädchens Haupt. „Zum letzten Mal sehen Dich meine Augen — Du Trost in aller Noth. Daß Dich Gott behüt!“
 „Komm, Pöschinger — wir müssen fort!“ Gemming ruft es herein.

„Bet' für mich!“ ist alles, was Temner noch sagen kann. „Von ganzem Herzen!“ ruft Wilttraud ihm nach.

Der rosigte Schein ist erloschen. Unter dem dunkeln Nachthimmel fährt der Freund dahin. Kein Stern grüßt ihn mehr, wie damals durchs niedere Fenster der Dachkammer, in jener wunderbaren Stunde unter Lichtzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kürnische Sitzung

war die des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 7. Mai dieses Jahres. Auf der Tagesordnung stand der Antrag der Deutschen, alle Minister, die die Sprachenverordnung unterschrieben, in den Anklagezustand zu versetzen. Schon am Tage vorher war es zu einem argen Tumult gekommen, als der Abgeordnete Wolf, ein ehemaliger Burschenschaftler, die Tschechen und Slowenen inwiewerthige Nationalitäten genannt hatte. Am Freitag versuchte der Justizminister Graf Gleispach die Verordnung zu rechtfertigen. Er ließ sich dabei folgenden Satz entchlüpfen: „Es mag aber im Laufe der Debatte kommen und vorgebracht werden, was da wolle, für den Juristen und für den Nichtjuristen steht eine Thatsache unverrückbar fest, daß einer Regierung, die denselben Weg betreten hat, den ihr vorangehende Regierungen aller Parteilichattirungen gegangen sind, und der in übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Reichsraths seine Sanction gefunden hat, daß einer solchen Regierung weder Absicht noch Fahrlässigkeit imputirt werden kann (Widerspruch links), und daß insolge dessen selbst diejenigen Herren, die die Anträge auf Versetzung der Regierung in den Anklagezustand unterschrieben haben, eine solche Anklage nie ernst gewollt haben.“

Nun ging der Tanz los, der stundenlang währte. Die „Wiener Arbeiterzeitung“ schildert den weiteren Verlauf der Sitzung folgendermaßen:

Diese (oben zitierten) Worte rufen stürmischen Widerspruch und Lärm auf allen Bänken der Linken hervor, von den Großgrundbesitzern bis zu den Deutschvölkischen. Nur die Christlich-Sozialen verhalten sich ruhig. Man ruft: Zurücknehmen! Das lassen wir uns nicht gefallen! Es ist unverschäm! Das lassen wir uns nicht bieten! Zurücknehmen! Zurücknehmen! Der Lärm wird immer stärker, man schlägt auf die Pulte. Nur bei einzelnen Zwischenrufen sind die Urheber zu agnoszieren. Abg. Dr. Mayröder: Anstand und Sitte wahren! — Abg. Dr. Funke: Kein Minister hat das Recht, so zu einem Parlament zu reden! — Abg. Kaiser: Wie kann man uns der Lüge zeihen! — Abg. Dr. v. Pöpler: Zurücknehmen! — Abg. Glöckner: Wir spaßen nicht, es ist uns vollkommen ernst! — Die Tschechen und Polen stehen mit verschränkten Armen auf ihren Plätzen und schauen höhnisch lachend auf den immer stärker werdenden Lärm. Graf Gleispach steht in nachlässiger Haltung, die Hände in den Hosentaschen, etwas bleich und ungeduldig auf seinem Platze und blickt die immer stürmischer herandrängenden Mitglieder der Linken an. Man ruft dem Präsidenten zu: Man muß ihn zur Ordnung rufen, er muß es zurücknehmen, man muß die Sitzung unterbrechen!

Das Tosen und Schreien währte einige Minuten. Endlich verläßt der Präsident Dr. Kathrein seinen Sitz mit der Erklärung, daß er die Sitzung unterbreche. (Stürmischer Beifall links.) Der Lärm dauert aber ungeschwächt fort. Die Minister erheben sich von ihren Sitzen. Man schlägt neuerlich auf die Bank und schreit: Er muß es zurücknehmen!

Die Abgeordneten drängen sich an die Ministerbank heran und rufen: Wir werden uns das nicht gefallen lassen. Wir dulden eine solche Sprache nicht! In dem Lärm sieht man den Grafen Badeni mit mehreren Abgeordneten der Linken sprechen. Er fragt die Abgeordneten, was eigentlich den Grund dieser Erregung bilde. Man verweist auf die Worte des Ministers und verlangt, der Justizminister möge seine Worte zurücknehmen. Die Diskussion dauert inmitten des Lärmes längere Zeit, bis man den Grafen Badeni mit den anderen Ministern an den Sitz des Grafen Gleispach herantreten sieht. Sie legen ihm offenbar nahe, seine Worte irgendwie zu entschuldigen. Graf Gleispach hat sich ruhig auf seinen Fauteuil niedergelassen und scheint dem Wunsche des Grafen Badeni nicht Folge leisten zu wollen. Die Stenographen werden gerufen, und es wird der Wortlaut des vom Minister Gesprochenen vorgelesen. Neuerlich sieht man den Grafen Badeni mit den Abgeordneten der Linken verhandeln und sich dann an den Grafen Gleispach wenden, der durch Kopfschütteln andeutet, daß er das an ihn gestellte Ansuchen ablehne. Graf Gleispach ergreift endlich seine Manteltasche und verläßt den Saal. Die Unruhe und der Lärm dauern aber fort.

Mittlerweile ist es 1 Uhr geworden. Nach dem Justizminister verlassen auch die anderen Minister den Saal. Graf Badeni konferirt längere Zeit mit den drei Obmännern der Klubs der Linken. So viel man hört, handelt es sich um die Abfassung einer Erklärung, die der Justizminister vor der Fortsetzung seiner Rede im Hause abgeben soll. Die Linke besteht daraus, daß der Minister

die beleidigenden Worte zurücknehme. Wie es scheint, ist Graf Gleispach nicht gewillt, dieser Forderung nachzugeben.

Nach zweistündiger Unterbrechung, um $\frac{3}{4}$ 2 Uhr, wird die Sitzung wieder aufgenommen. Im Saale tritt eine bemerkliche Schwüle ein, eine erwartungsvolle Stille, während der das Präsidium und die Minister ihre Plätze einnehmen. Kaum spricht der Präsident die ersten Worte: Ich eröffne die Sitzung wieder; das Wort hat der Herr Justizminister! bricht der Spektakel von neuem los. Graf Gleispach steht auf seinem Platz und will zu sprechen beginnen. Ein tosender Lärm, ein Hagel von Zwischenrufen hindert ihn daran. Das dulden wir nicht! Wir protestiren dagegen! Wir sind beleidigt! rufen die Deutschen. — Die Abg. Dr. Groß, Kaiser und v. Hofmann-Wellenhof schreien: Wir haben uns zuerst zur Geschäftsordnung gemeldet: — Präsident: Zur Geschäftsordnung kann das Wort genommen werden, doch darf ein Redner nicht unterbrochen werden. Abg. Wolf brüllt: Der Präsident soll erst erklären, ob der Minister die Beleidigung zurücknimmt! Stürmischer Beifall und weitere Ausrufe: Er darf absolut nicht weiterreden! Der Lärm wird auf Minuten geradezu ohrenbetäubend, der Präsident setzt sich resignirt nieder, ebenso die Minister; es ist keine Sitzung mehr, nur ein Wogen besinnungsloser Menschen, die brüllen und lärmten, gestikuliren und auf die Pulte schlagen, kurz ein Hergensabbath ohnegleichen. In dem allgemeinen Wirrwarr ertheilt der Präsident einem Diener einen Auftrag, der eilends davonstürzt. Man glaubt schon, es werde Polizei geholt, doch bringt der Diener nach einigen Sekunden eine — große Glocke, die der Präsident dann mit beiden Armen schwingt. (Die bisher benutzte Glocke war nämlich gesprungen.)

So vergehen einige Minuten. Noch einmal macht der Präsident den Versuch, dem Justizminister Gehör zu verschaffen. Graf Gleispach erhebt sich und will sprechen. Er wird immer blässer und nervöser, man merkt ihm den inneren Seelenkampf auch äußerlich an. Noch einmal erhebt sich der Sturm, wieder hallt es durch den Saal: Wir lassen ihn nicht reden, nein, nein, wir lassen ihn nicht reden! Er soll revozieren! — Abg. Schneider steht hinter dem Knäuel und ruft in einer Art psalmoidirendem Singang unaufhörlich: Widerruf oder Abzug, eines von beiden! Zahlreiche Abgeordnete machen gegen die Ministerbank eine Avance, man hört rufen: Abzug, Abzug, Baden! Es scheint geradezu, wie wenn man die Minister aus dem Saale drängen wollte. Graf Badeni steht auf und flüchtet sich auf die Stufen vor dem Präsidentenstuhle, man gewinnt den Eindruck, als hätte er physische Furcht vor den Dingen, die kommen können. Graf Gleispach hat sich wieder gesetzt, der Lärm tobt weiter. Der Präsident schwingt unausgesetzt die Glocke und ruft mit heiferer Stimme unverständliche Worte in den Saal. Man vernimmt nur Bruchstücke davon, was der Präsident sagt: Hören Sie doch selbst, was Se. Erzellenz sagen wird. Nach der Geschäftsordnung darf ihm das Wort nicht entzogen werden. — Neues Gebrüll, Herr Schönerer singt weiter: Widerruf oder Abzug! Wir lassen uns nicht beleidigen! — Abg. Glöckner: Niemand hat das Recht zur Beleidigung, und selbst der Minister nicht! — Abg. Dr. Mayröder: Den Ordnungsruf für den Minister! — Abg. Fro: Hier werden keine Späße gemacht, hier ist alles ernst. — Abg. Kaiser: Die Sitzung ist unterbrochen worden. Wir haben zwei Stunden gewartet. Das ist eine neue Rede, die der Minister halten will; wir müssen zuerst das Wort zur Geschäftsordnung erhalten. (Erneuerte, stürmische, anhaltende Ausrufe links: Er soll widerrufen! Abzug! Abzug Gleispach!) — Abg. Wolf: Herr Präsident, wahren Sie doch die Rechte des Parlamentes auch einem Minister gegenüber. (Ausrufe rechts: Schweigen Sie doch einmal! Der Lärm und laute Zwischenrufe dauern fort.)

Zeitweilig werden die Szenen geradezu beängstigend. Von der Gallerie hatte man den Eindruck, als ob die Leute einfach wahnsinnig geworden wären. Die Rechte verhielt sich anfangs passiv, nur einzelne schwächere Zwischenrufe werden laut. Allmählig wird das Drängen von rechts gegen die deutschen Abgeordneten, die sich um die Ministerbank angeammelt haben, immer drängender; es scheint, daß die Absicht besteht, die Deutschen von dort wegzuschieben. Dabei kommt es zu heftigen Zusammenstößen; der Sturm wendet sich von der Ministerbank ab und kehrt sich gegen die Jungtschechen. Abg. Engel, der Obmann des jungtschechischen Klubs, geräth dabei so in das Gedränge, daß man jeden Augenblick Prügeleien erwarten muß. Auf einem anderen Punkte streitet der Abg. Mayröder mit dem Alerikalen Fuchs; Hände schwirren bereits zu Ohrfeigen bereit in der Luft. Man hört Ausrufe: Die Jungtschechen machen die Polizei der Minister! Jungtschechische Hausknechte! Wieder sagt der Präsident: Ich bitte den Herrn Justizminister, das Wort zu ergreifen, und wieder geht der Höllenlärm los.

Abg. Schönerer (im Alton): Widerruf oder Abzug!
 Abg. Glöckner: Hören wir, ob er widerrufen; ich bitte, ihn anfangen zu lassen.
 Abg. Wolf: Ich bitte, zur Geschäftsordnung.
 Präsi.: Der Herr Justizminister hat das Wort.
 Abg. Wolf: Dann gehen wir nach Hause.
 Abg. Schönerer: Schließen Sie die Sitzung; er wird nicht sprechen.
 Abg. Wolf: Dadurch wird die Frage: Loß von Galizien! zu einer lebendigen.
 Der Lärm dauert ununterbrochen fort. Der Präsident schwingt automatisch die Glocke. Endlich tritt eine Minute Ruhe ein.

Präs.: Meine Herren! Sprechen wir ganz in Ruhe. Es liegt mir ja vollkommen fern, jemanden vergewaltigen zu wollen, aber ich muß doch als Präsident die Geschäftsordnung einhalten.

Abg. Pfeiler: Auch dem Minister gegenüber! (Rufe im ganzen Hause: Ruhe! Lassen Sie den Präsidenten reden!)

Präs.: Gewiß, auch dem Minister gegenüber, und ich werde das thun. (Rufe links: Ordnungsruf!) Dazu habe ich nach der Geschäftsordnung gar kein Recht. (Rufe links: So!) Der Herr Minister hat seine Rede angefangen, er hat seine Rede noch nicht beendet.

Abg. Schönerer: Er wird sie auch nicht beenden.

Abg. Wolf (der vor der Ministerbank steht): Wenn ein Minister unverschämte wird, entziehen Sie ihm halt das Wort. (Stürmische Rufe der Entrüstung rechts.)

Präs. (in höchster Erregung): Herr Abgeordneter Wolf, ich rufe Sie zur Ordnung! (Stürmischer Beifall und Händeklatschen rechts. — Großer Lärm.) Ich kann verlangen, daß der Abgeordnete innerhalb der Grenzen eines gebildeten Mannes sich bewege. (Erneuter demonstrativer Beifall und lang andauerndes Händeklatschen rechts.)

Abg. v. Pfeiler: Das soll auch der Minister!

Abg. Mayröder: Verlangen Sie Anstand und Sitte zuerst von den Ministern!

Abg. Wolf: Das Haus auflösen, das ist das Allergerade! (Auf rechts: Den Wolf auflösen, nicht das Haus! — Heiterkeit.)

Abg. Moosdorfer (heftig gestikulierend): Wir verlangen Abbitte.

Der Lärm dauert ununterbrochen fort. Nachdem sich die heiseren Rufen ausgetobt, erteilt der Präsident dem Justizminister wieder das Wort. Die ersten Worte des Justizministers werden nun lautlos angehört; kaum gelangt er dazu, seine Äußerung zu wiederholen, bricht der Sturm wieder los.

Justizminister Dr. Gleispach: Die Äußerung, die ich gethan habe und auf Grund der Sie mich an der Fortsetzung meiner Rede hindern, gründet sich so auf meine Auffassung, daß es sich bei den Anträgen, die in Verhandlung stehen, lediglich um einen Akt der parlamentarischen Taktik . . . (Stürmische Unterbrechungen links und Rufe: Widerruf!) (Auf rechts: Den Wolf auflösen, nicht das Haus! — Heiterkeit.)

Abg. Wolf (zum Justizminister): Ihre Ansicht ist uns ganz Wurst in diesem Falle. (Rufe rechts: Ruhe! Ruhe! Ausreden lassen. Anhaltender großer Lärm.)

Präs.: Aber warten Sie doch, meine Herren, Sie wissen ja nicht, was der Minister sprechen will. (Beifall rechts. — Rufe links: Widerruf! Nicht weiterprechen!)

Abg. Dr. v. Pfeiler: Das deutsche Volk läßt sich nicht mehr mit Phrasen abspesen.

Justizminister Graf Gleispach (fortfahrend): . . . um einen Akt der parlamentarischen Taktik, wobei es mir selbstverständlich nicht beigelommen ist, durch Wiedergabe dieser Auffassung irgend eine Partei beleidigen zu wollen. (Beifall rechts.) Außer dieser formalen Frage sind aber auch die sachlichen Konsequenzen . . . (Neuerliche, stürmische Unterbrechungen und Rufe links: Widerruf! Gegenruf rechts: Sit schon geschehen! Zahlreiche Zwischenrufe, die im Lärm verloren gehen.)

Präsident (heftig die Glocke schwingend): Ich bitte Sie, meine Herren, Ruhe! Ruhe! (Geschrei: Widerruf!) (Auf rechts: Den Wolf auflösen, nicht das Haus! — Heiterkeit.)

Abg. Wolf (schreiend und auf das Pult schlagend): Ich beantrage Schluß der Sitzung und namentliche Abstimmung über diesen Antrag. (Rufe rechts: Wir brauchen Ihre Anträge nicht.)

Abg. Wolf: Wir lassen uns das nicht bieten.

Justizminister Graf Gleispach beginnt wieder zu sprechen. Während seiner Ausführungen herrscht unausgesetzt großer Lärm im Saale. Stürmische Rufe: Abzug Gleispach! werden laut. Zwischen den vor der Ministerbank angesammelten Abgeordneten entsteht ein heftiger Wortwechsel.

Präs. (lehr laut): Meine Herren! Was ist denn das? Schämen Sie sich, Sie werden ja handgemein.

Abg. Dr. Groß: Wir haben dasselbe Recht, da zu sein, wie die anderen. Die Czechen drängen uns zurück. (Losender Lärm. Einzelne Abgeordnete steigen drohend auf die Bänke.) Die Stenographen dürfen unter diesen Verhältnissen die Rede des Ministers nicht aufnehmen. Wir protestiren dagegen. Es werden den Stenographen Dinge diktiert, von denen wir nichts hören.

Abg. Fro (schreit): Der Minister spricht schon wieder. Abzug Gleispach!

Justizminister Graf Gleispach, der, umringt von czechischen und polnischen Abgeordneten, seine Rede zu Ende gebracht und sie den Stenographen, die vor ihm stehen, diktiert hatte, wird zum Schluß etwas lauter, und man hört plötzlich die Worte: Ich habe geschlossen! (Stürmischer, lang anhaltender Beifall und Händeklatschen rechts, das sich einige Male wiederholt. Auf der Linken heftiger Widerspruch. Einzelne Abgeordnete fangen an mit den Pultbreitern und Händen auf die Pulte zu schlagen. Der Beifall und das Händeklatschen rechts erneuert sich. Rufe: Bravo, Exzellenz! Von der Rechten kommen ostentativ einzelne Abgeordnete, um dem Minister die Hand zu drücken! — — —)

Auch nach der Rede des Justizministers dauert es noch eine geraume Weile, bis die vorgemerkten Redner sich wieder unbelästigt aussprechen können. —

Kleines Feuilleton.

t. Die rauchigste Stadt der Welt dürfte die englische Stadt Sheffield sein, deren stets verdunkelte Atmosphäre in England geradezu sprichwörtlich geworden ist. Ein mit hygienischen Untersuchungen beauftragter Arzt hat an das Gesundheitskomitee der Stadt neulich einen interessanten Bericht eingesandt, der die dortigen Verhältnisse recht drastisch veranschaulicht. In Sheffield werden jährlich 30 Millionen Zentner Kohlen verbraucht auf einer Fläche von etwa 30 englischen Quadratmeilen. Nach dem Gehalt der Kohlen an Schwefel werden auf demselben Gebiete in Sheffield jährlich 750 000 Zentner Schwefelsäure durch den Regen niedergebrought, d. h. also 20 000 Zentner pro Quadratmeile. Wenn man mit diesen Verhältnissen die der Stadt London vergleicht, deren Atmosphäre ja auch nicht gerade durch ihre Klarheit berühmt ist, so ergibt sich für London etwa derselbe Kohlenverbrauch wie für Sheffield, aber auf 235 Quadratmeilen, also auf eine fast acht mal so große Fläche verteilt. Die aus dem Kohlenrauch niedergebroughtene Schwefelsäure erreicht in London nur 2800 Zentner auf die Quadratmeile. Es ist freilich in betracht zu ziehen, daß London wohl für eine Fortschaffung der Rauchmassen durch den Wind günstiger liegt als Sheffield. —

Theater.

— Die Dramatische Gesellschaft hat am Sonntag im Neuen Theater ihre letzte Vorstellung in diesem Jahre gegeben. Man führte das Drama „Bauernblut“ von Julius Petri auf. Vor drei Jahren ist der Autor, ein junger Westfale, gestorben. Die Berliner Clique um den Literaturprofessor Schmidt hatte starke Hoffnungen auf ihn gesetzt. Das nachgelassene Drama „Bauernblut“ giebt aber kein richtiges Zeugnis dafür, ob diese Hoffnungen berechtigt waren, ob nicht. Eine gewisse gedrungene, vorwärtsstürmende theatralische Kraft spricht aus der ersten Hälfte des Schauspiels; in der zweiten Hälfte, wo ein dunkles seelisches Problem behandelt werden sollte, verrieth sich nur eine verworren zeichnende Hand! Viel Wollen und wenig Können. Außerlich erinnert das Stück an eine trasse Vorgeschichte. Die alte Wittwe auf einem Bauernhof hat ihren jungen Großnecht Anton geheirathet: in aller Heimlichkeit, ohne ihren Kindern, einem Studenten und einem erwachsenen Mädchen, vorerst etwas mitzuthellen. Am Hochzeitstage seiner Mutter kommt der Student Friß heim und erfährt den Sachverhalt. Zugleich muß er wahrnehmen, daß seine Mutter einer unseligen Schwäche zum Opfer gefallen, daß sein Stiefvater ein rüder Patron sei. Auf dem Bauernhof wird es täglich schlimmer. Anton, der Herr, artet zur reinen Bestialität aus und als er in der Nacht wie ein betrunkenes Vieh über sein Weib herfällt, die „alte Schlampe“ peitscht und mishandelt, da regt sich das trotzig „Bauernblut“ im Sohn der Gemarteten, der Zeuge der grausamen Vorgänge ist, und Friß schlägt den vertheerten Stiefvater mit einem Beilhieb nieder. Der Hieb war tödtlich. Man erwartet nun, Friß würde hingehen und seinen Todtschlag öffentlich bekennen. Es war eine That des Affekts, die er verübt, und in ihren Motiven war sie begreiflich wie nur irgend eine. Kein anständiger Mensch, ob bäuerliches, ob Stadtherrnblut in seinen Adern flöffe, hätte dem Studenten sein Mitgeföhl ver sagt. Da kommt aber Petri mit einer ganz sonderbaren Seelentragedie und hier fehlt es dem Autor an dem Vermögen, seine Tragedie glaubhaft zu machen. Friß unterliegt dem Einfluß einer rachelüsternden Magd, die ihn wie ein Dämon begleitet. Sie empfand Genugthuung über Frißens Todtschlag; denn Anton der Großnecht von ehedem, hatte sie schönede verlassen. Sie möchte die Spuren der Mordthat verwischen; sie geht mit großer Bauernschlauheit ins Werk und treibt den jungen Studenten von Schwäche zu Schwäche. Er duldet es, daß man die Spur der That auf einen anderen lenkt, daß ein Fremder, allerdings ein bössartiger Gefelle, verdächtigt und verhaftet wird. Zum Schluß aber ermannt er sich, gerade als der Fremde ins Gefängniß abgeführt werden soll und bekent: Ich bin der Mörder. Dem Publikum gefiel der zweite Akt mit seinen starken, traffen Effekten am besten. Die wichtigste Rolle des Stückes gab Herr Farno; so weit er als Friß schlicht und eindringlich sein durfte, bis zum Moment der That, war seine Darstellung überzeugend wahr. Das verzwickte Gewissensproblem nach der That wußte auch er nicht klar zu gestalten. —

— Freie Volksbühne. Dem „Kaufmann von Venedig“, mit dem das Wirken des neugegründeten Vereins eingeleitet wurde, folgte am vorgestrigen Sonntag ein durch und durch modernes Stück: Firsche's Schauspiel „Die Mütter“. Es sind wohl zwei Jahre her, daß die Freie Bühne dem Talent des jetzt 24jährigen Dichters die Bahn brach; der ersten Mittagsvorstellung im Deutschen Theater reichte sich bald eine stattliche Anzahl öffentlicher Aufführungen an, und männiglich ergöhte sich an dem Drama, das in einer ergreifenden Liebesgeschichte neues Zeugniß davon ablegt, wie unüberbrückbar die Kluft ist, die die herrschende Klasse von der beherrschten trennt. Eine Analyse des Stückes erübrigt sich an dieser Stelle. Gtimal ist es bei Gelegenheit seiner ersten Aufführung eingehend von uns besprochen worden, und dann ist in der von Dr. Conrad Schmidt herausgegebenen Monatschrift „Freie Volksbühne“, die den Vereinsmitgliedern zur Verfügung steht, eine ausgezeichnete Würdigung der Licht- und Schattenseiten dieses Dramas enthalten.

Wir haben es daher nur mit der vorgestrigen Darstellung zu

thun, und diese war, wie vorweg bemerkt sei, ganz überraschend gut gerathen. Die ständigen Mitglieder des Bellealliance-Theaters haben bekanntlich wenig Gelegenheit, sich mit dem modernen Drama zu befassen; um so anerkannterwerther ist der Eifer, mit dem sie ohne Ausnahme in den Eigenheiten ihrer Rollen aufgingen. Ihnen standen zur Seite einige Gäste aus vornehmen Theatern, und auch diese hatten sich unter der tüchtigen Regie des Herrn Türk mit dem besten Erfolge an einander anguschließen verstanden, das eine Vorstellung zu stande kam, die sich vor der im Deutschen Theater auf keinen Fall zu schämen hatte. Ja, uns will bedünken, daß am Sonntag einige Rollen weit charakteristischer aufgefaßt waren, als in dem berühmten Hause in der Schumannstraße. Da ist vor allem Fräulein Milly Krause vom hiesigen Schauspielhaus zu nennen. Die Künstlerin spielte die Heldin des Stückes, die Silberpolirerin Marie Weil. Fräulein Lehmann hatte im Deutschen Theater mehr die Passivität des leidenden Proletariatsweibes hervorgekehrt; Frä. Krause stellte das ringende, emporstrebende Weib dar, das im harten Lebenskampf gekämpft, entschlossen arbeitet, um ein Ziel, das dem nützlichern Verstandesphilistrier dünarisch erscheint, der Welt zum Troste zu erreichen, ein Weib, das auch dann noch thätige Heldin bleibt, als es schmerzzerfüllt sein Ideal in nichts zerfallen sieht. Fräulein Milly Krause's Auffassung der Rolle kann musterhaft genannt werden und ihr Spiel verdient uneingeschränktes Lob. Die weiblichen Gestalten, die sich um die proletarische Heldin gruppieren, waren gleichfalls guten Händen anvertraut. Ausdrucksvoll brachte Frau Hästel vom Bellealliance-Theater als alte Frau Prinz die biedereren Anschauungen der Großmutterzeit dem jüngeren Volke zu Gehör, dessen moderne Angebundenheit durch Fräulein Stehle treffend gekennzeichnet wurde; aus der Leidensgestalt des geistig und körperlich verkrüppelten Hausdieners Joseph machte Herr Kuliße, was zu machen war. Die bourgeois Gruppe fand in den Damen Frau Dr. Cala (Frau Dora Jaug), Fräulein Hellmuth (Frau Musikdirektor Munk) und Fräulein Zachow vom Stadttheater in Kofiock, welche die liebliche Gestalt der Hedwig mit sinnigem Empfinden spielte, ganz vortreffliche Darstellerinnen. Gleichfalls waren hier die männlichen Rollen durch die Herren Heinrich Frey (Hof Munk), Hans Manussi (Ludwig Frey) und Ludwig Hartau vom Berliner Theater gut vertreten. Der letztgenannte Künstler spielte die traurige Hauptgestalt des männlichen Dramas in strenger Anlehnung an die Auffassung, die der Darsteller im Deutschen Theater — irren wir nicht, war es Herr Mittelner — der Rolle gegeben hatte.

Das Publikum, welches das Theater bis auf den letzten Platz füllte, nahm die ihm gebotene Gabe mit lebhaftem Interesse an und spendete den Künstlern, wie dem Regisseur wohlverdienten Dank.

— Ein abendfüllendes Schauspiel: „Barbara Holzer“ von der rasch bekannt gewordenen Schriftstellerin C. Viebig ist vom Deutschen Theater in München zur Aufführung angenommen worden.

— In Paris fand am 5. Mai die Generalversammlung der „Société des auteurs et compositeurs dramatiques“ unter dem Vorsitze Sardou's statt; der Sekretär Jacques Normand verlas den Jahresbericht. Die Lantienem-Einnahmen betragen im Rechnungsjahre 1896/97 8 754 622 Fr., 168 032 Fr. mehr als im Vorjahre. Das ist die höchste Ziffer, die bisher mit Ausnahme des Ausstellungsjahres 1889 erreicht worden ist. Der Ausschuß vertheilte 70 950 Fr. an Pensionen und 35 760 Fr. an Unterstüßungen. Schließlich schlug Herr Normand vor, die Pensionen für die Veteranen der Gesellschaft wegen der günstigen Vermögenslage derselben von 600 auf 1000 Fr. zu erhöhen, was angenommen wurde.

Astronomisches.

ie. Die Thätigkeit der Sonne im ersten Vierteljahre 1897 war eine unerwartet lebhafte und besonders deshalb merkwürdig, weil das Maximum der Sonnenhätigkeit bereits vor drei Jahren stattfand, so daß also jetzt bereits eine starke Abnahme der Flecken wahrzunehmen sein mußte. Im Januar zeigte die Sonnenoberfläche einen Fleck, dessen Umfang den der Erde etwa 15 Mal übertraf. Zu Anfang des Monats März waren nicht weniger als 4 Flecken von beträchtlicher Größe auf der uns zugewandten Hälfte der Sonne zu gleicher Zeit wahrnehmbar.

Technisches.

— Das neuzeitliche Musterhaus ist, wie man der „Woffischen Ztg.“ schreibt, in Paris (in der Rue de Cligny) entstanden. Es entspricht allen Anforderungen der Bequemlichkeit und Gesundheit und verwirklicht alle Fortschritte, die wir der neuesten Wissenschaft und deren Anwendbarkeit verdanken. Das kalte und warme Wasser in allen Zimmern stets verfügbar ist, Personen- und Lastenanzüge, Sprechleitungen, elektrische Klingelzüge vorhanden sind, ist selbstverständlich und gehört schon längst zum Alltäglichen. Das Neueste des Neuen, das Vollkommenste in der Vollkommenheit besteht in den vielfältigen Vorkehrungen gegen Mikroben und andere gefährliche Lebewesen, gegen Ansteckungen aller Art, sowie in der ausgiebigen Anwendung der Elektrizität. Das Musterhaus hat einen eigenen Hof zum Ausklopfen der Teppiche, deren Staub durch Schirme und sonstige Vorkehrungen aufgefangen und verhindert wird, irgendwo in das Haus zu dringen. Die Haus- und Küchenabfälle, der Auslebricht, werden in einen glasigten gußeisernen Behälter geschüttet, der sich sofort schließt und niedergeht. Unten leert er sich in das größere

Sammelbecken und steigt dann wieder auf. Man braucht nur auf einen Knopf zu drücken. Die Küche ist ganz mit Kacheln ausgekleidet, eine Luftscheibe in der Decke führt allen Staub und Rauch und alle unangenehme Gerüche nach außen. Nachts braucht man nur die Hausthür aufzuschließen und die Treppe erstrahlt in elektrischer Beleuchtung, die nach einigen Minuten von selbst erlischt. Die Diele ruht auf Leisten, die mit antisepthischem Wollstoff überzogen sind. Die Decke darunter besteht aus festem Zement, wodurch sie gegen Feuer und Lebewesen (Ungeziefer) gesichert ist. Alle Leisten und Gesimse sind abgedacht, um dem Staub keine Lagerstätte zu bieten. Selbstverständlich fließen alle Abwässer, auch aus den Aborten, durch glasirte Röhren unmittelbar in die Siele. Das ganze Haus ist mit elektrischer Heizung versehen. In allen Zimmern laufen unter den Teppichen Drähte aus Nickelblech, um die Wärme zu bringen. Die Küche arbeitet nur mit Elektrizität, weshalb Röhre und Schornsteine weggelassen und nur noch als Zierrath aus alter Gewohnheit beibehalten wurden. Anstatt beim Herd und bei der Lampe sitzt man fortan auf und an dem elektrischen Draht. Leider ist mehrfach die Beobachtung gemacht worden, daß Personen, die viel schreiben, die Elektrizität nicht vertragen können. Dies wird wohl für deren Verallgemeinerung kein zu großes Hinderniß sein. In einem Hause der Avenue d'Alma soll Luftführung eingerichtet werden. Im Sommer wird durch geeignete Vorrichtungen Luft in die Zimmer eingeführt, die nur 15—16 Grad warm ist. Bis jetzt behält man sich damit, Eis in den Zimmern aufzustellen.

Humoristisches.

— W.C. Schützen vom Lande. Der „Vote a. d. Riesengebirge“ schreibt: Die Nachsicht, mit der unsere Schullehrer ganz besonders in den ersten Schultagen behandelt werden, deutete sich ein kleiner Knirps in seiner Weise, indem er an den ihn lächelnd anschauenden Lehrer die Frage richtete: „Schullähr, Du willst mir wull a Schmahla (Kuß) gahn?“ — — Anders faßt seine Stellung zur Schule ein sechsjähriges Bärtschchen auf, das am dritten Schultage seine Hand rührte. Auf mehrfache Aufforderung zum Schreiben, beruhte der Kleine einfach auf dem „toten Punkte“, bis er, nach dem Beweggrunde seines Verhaltens gefragt, ernsthaft zur Antwort gab: „Moi Voater hat gesaagt, ich sol ei der Schule monchnol a Wista ruppig sein.“ — Auf schlaue Weise suchte sich ein dritter aus der pädagogischen Schlinge zu ziehen, der angeben sollte, welcher von den auf der Wandtafel verzeichneten Buchstaben i und n das i und welcher das n sei. Der Gefragte sah bald den Lehrer und bald die Schriftzüge an und fragte endlich in naiv-schlauem Kinderfinne: „Meenste dan oder meenste a andern?“ — Daß auch des Unterrichts Kürze die Würze sei, dieser Ueberzeugung lebt zweifellos jener W.C. Schütze, der eine halbe Stunde vor Schluß plötzlich seine Sachen packte und dem Lehrer mit aller Entschiedenheit erklärte: „Pfeif uf Euer Gemare, ich gieh lieber heem vapern!“

Vermischtes vom Tage.

— Infolge Genußes von gebratenen Fischen sind in Bromberg acht Personen schwer erkrankt. Zwei sind bereits gestorben. — Bremen, 10. Mai. Die Rettungstation Duhnen telegraphirt: Am 9. Mai von dem deutschen Ower „Johann Schiffer“ von Krooge zwei Personen gerettet durch das Rettungsboot der Station. — Der Lloyd-Dampfer „München“ rettete 23 Seeleute von der französischen Bark „Marie“ und landete sie in New-York. — Der deutsche Dampfer „Doris“ aus Alpenrade ist am 7. Mai an der japanischen Küste im Koreakanal gestrandet. Kapitän und Mannschaft sind gerettet. — Der Polizeibericht eines Nürnberger Blattes meldet: Einen Revolver möchte ein junger Mann tragen, weil sein Schwager ihm mit Genickbrechen gedroht habe. Es handelt sich um den Wettbewerb bei ein und demselben Frauenzimmer. Das Gesuch wird abgewiesen. — Einen prächtigen Theaterkritiker besitzt das Wiener antisemitische „Deutsche Volksblatt“. Als jüngst in Wien Strindberg's Drama „Der Vater“ gegeben wurde, erzählte er, daß man dem jungen Autor Talent nachrühme, sowie daß er ein Stammgast des im Frühjahr niedergerissenen Café Orientfeld gewesen. — Das Maschinen- und Gasförderhaus des der Brüger Kohlenbergbau-Gesellschaft gehörigen Doblhof-Schachtes bei Mariafchein (Böhmen) ist niedergebrannt. Der Betrieb ist gestört. — Auf der elektrischen Bahn bei Moedling (Niederösterreich) fand am Sonntag ein Zusammenstoß von zwei Personenzügen statt. Mehrere Personen wurden verletzt. — Im Circus Molier zu Paris, in dem eine Wohlthätigkeits-Vorstellung unter dem Vorsitz Casimir Periers stattfinden sollte, brach am Sonntag Feuer aus, das die Stallungen zerstörte. Ein Feuerwehrmann und ein Polizist wurden erheblich verletzt. — Petersburg, 9. Mai. Die „Handels- und Industriezeitung“ meldet aus Grosny im Teregebiet: Auf dem Naphtaquellgebiete der Compagnie Ruffanonsky entzündete sich eine Naphta-Fontäne. Das Feuer vernichtete einen Bohrthurm; es wurde gelöscht, hatte sich jedoch auf das benachbarte Quellgebiet der Compagnie Abwerdow verbreitet, in welchem 7 Bohrlöcher und ein Naphtasee mit 4 Millionen Pud Naphta ausgebrannt sind.